

Der diskrete Charme der Bibliotheken – Festvortrag zum 200. Gründungsjubiläum der Staatlichen Bibliothek Regensburg am 13. Juli 2016

Die Staatliche Bibliothek Regensburg beging am 13. Juli 2016 ihr 200. Gründungsjubiläum mit einem Festakt im Historischen Reichssaal der Stadt Regensburg. Die Bibliothek fungiert heute als Landesbibliothek für den bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz. Den Festvortrag hielt Prof. Dr. jur. Heribert Prantl, selbst gebürtiger Oberpfälzer und bereits als Schüler Benutzer der Staatlichen Bibliothek Regensburg. Prantl ist Mitglied der Chefredaktion der Süddeutschen Zeitung und leitet dort die Redaktion Innenpolitik. In seinem Vortrag spürte der Journalist dem »diskreten Charme von Bibliotheken« nach.

Bibliotheken sind keine Papiermuseen. Sie sind gehaltvolle und haltbare Wissens- und Kulturspeicher; sie sind Kommunikationszentren; sie sind die meistgenutzten Kulturinstitutionen in Deutschland. Es gehen weit mehr Menschen in die Bibliotheken als in die Kinos. Die zehntausend deutschen Bibliotheken verzeichnen jährlich 200 Millionen Besucher; Kinos bringen es nur auf 146 Millionen; Fußballstadien auf 17 Millionen. Aber: macht womöglich die Digitalisierung die Bibliotheken überflüssig? Nein, ganz gewiss nicht. Und das hat nicht nur mit der unsicheren Haltbarkeit von digitalen Produkten zu tun. Bibliotheken sind die Haltestellen des Geistes; sie sind die stillen Orte der denkenden Erkenntnis. Bibliotheken sind zivilisierte Räume auch in unzivilisierten Zeiten.

Der italienische Schriftsteller Italo Calvino hat einmal ein Interview mit einem »Herrn Neander« geführt. Dieses Interview geht eins zu null für den Neandertaler aus und zeigt, dass es mit dem Fortschritt der Menschheit seit Neandertalers Zeiten nicht so weit her ist. Die Ernüchterung, die einen bei dieser Geschichte überkommt, wird freilich von der Zuversicht behoben, die einem eine andere Geschichte von Italo Calvino spendet. Diese andere Geschichte handelt von einer Bibliothek, sie handelt von der Bibliothek als einer Schule der Humanität; sie erzählt nämlich, wie Soldaten durch Lektüre nicht nur klüger, sondern auch zu besseren Menschen werden.

Calvinos Geschichte heißt »Ein General in der Bibliothek«. Calvino berichtet darin von dem diktatorischen Regime eines Phantasielandes, das plötzlich von einem Verdacht beschlichen wird: möglicherweise finden sich in Büchern Argumente gegen das Militär. Das Regime schickt eine Kompanie Soldaten in die Bibliothek mit dem Auftrag, sämtliche Werke zu sichten, zu begutachten und alles Verdächtige und Gefährliche auszusortieren. Der zuständige General, seine Offiziere und Soldaten vertiefen sich in die Schriften; regelmäßig übermitteln sie Funksprüche über den Stand

ihrer Arbeit, doch nach und nach zerbröckelt und zerbröselst ihr Dogmatismus.

Die Soldaten werden von einem unbeugsamen Erkenntnishaft ergriffen, sie stürzen sich »mit dem missionarischen Eifer frisch entzündeter Novizen« (wie das der Deutschlandfunk schön beschrieb) auf die fremde Welt des Wissens, und sie vergessen sogar die allabendliche Berichterstattung. Als das Regime die Ergebnisse der Bibliotheks-Expedition einfordert, hält der General einen wirren Vortrag über die Menschheitsgeschichte im allgemeinen mit einer deutlich antimilitärischen Schlagseite und unverhohlener Kritik an der Diktatur – die Heeresleitung ist entsetzt und schickt die ideologisch ehemals so standfeste Kompanie aus Angst vor Skandalen klammheimlich in den Ruhestand.

Das ist, wenn es gut geht, die zivilisierende Kraft des Buches; das ist, wenn es gut geht, der diskrete Charme der Bibliotheken. Bibliotheken sind zivilisierte Räume auch und gerade in unzivilisierten Zeiten.

Und nun, liebe Festgäste, versuchen wir einmal, diese analoge Geschichte in digitale Zeiten zu transponieren. Also: Was würde passieren, wenn Soldaten in eine digitale Bibliothek geschickt würden? Würden sie auch dem Zauber der Bibliothek verfallen, in der die gedruckten Bücher allenfalls noch als Fototapete an der Wand kleben – oder würden die Soldaten einfach schnell auf die Löschtaste drücken? Wahrscheinlich funktioniert die ganze Geschichte dann nicht mehr, weil eine digitale Bibliothek eigentlich keine Bibliothek mehr ist. Auf digitale Texte kann man – also können das auch die Soldaten – überall zugreifen; man kann digitale Texte, so man die technischen Fähigkeiten dazu hat, von jedem Ort aus löschen, eliminieren, tilgen oder jedenfalls so verschwinden lassen, dass man die Texte kaum noch findet.

Vielleicht ist es dieses Gefühl der Volatilität von digitalen Texten, das zahllose Leserinnen und Leser bewegt, ein gedrucktes Buch in die Hand zu leihen, zu kaufen, zu erwerben, in der Hand zu halten – statt die Lizenz für ein E-Book zu erwerben, die ihr oder ihm jederzeit wieder entzogen werden kann. Bücher sind auch haltbarer als Digitalisate, von denen man schon aus technischen Gründen nicht weiß, ob man sie in 30 Jahren noch lesen kann. Bücher sind schließlich auch persönlichkeitsfreundlicher als Digitalisate, weil man beim Lesen von gedruckten Büchern nicht zum Datenlieferanten für die Konzerne des Informationskapitalismus wird. Bücher sind also ein zwar altes, aber zugleich ein sehr modernes, ein datenschützendes Kulturgut. Und Institutionen, die moderne Kulturgüter verfügbar machen, sind moderne Institutionen.

Es gibt die Propheten, die das Ende des gedruckten Buches und damit das Ende der Bibliotheken verkünden. Zu diesen Propheten gehört auch der frühere Leiter der Universitätsbibliothek in Regensburg, der jetzt die berühmte Bibliothek der ETH, der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich leitet. Rafael Ball hat Anfang Februar der NZZ ein Interview mit der Überschrift »Weg damit!« gegeben und damit die Bibliotheken gemeint. Das Interview warnte vor der Überbewertung der Bibliotheken und sprach davon, dass das Internet die Bibliotheken überflüssig mache. Die Bibliotheken müssten »ihr Geschäftsmodell radikal ändern«, forderte der Mann, oder sie würden ganz verschwinden. Früher hätte man so jemanden einen Radikalen im Öffentlichen Dienst genannt. Ich mag, das liegt gewiss auch an meiner journalistischen Profession, solche Leute – die komplett gegen den Strich bürsten und damit etwas erreichen, was in der Mediengesellschaft so schwer zu erreichen ist: Sie fallen auf; sie provozieren Diskussionen. Sie sorgen dafür, dass man sich den Wert von Bibliotheken wieder bewusst macht. Die Formulierung meines Dankes dafür entleihe ich mir bei Bert Brecht: Dafür sei Direktor Ball bedankt, denn der hat uns das abverlangt.

Wann hat zuletzt ein Bibliothekar so heftige Gegenreden ausgelöst? Sie erinnerten mich an die Reaktionen vieler Sozialdemokraten auf die Agenda 2010 des Kanzlers Gerhard Schröder: Da erging es – so sagte das damals der SPD-Abgeordnete Ludwig Stiegler aus Weiden – gerade den treuen und aktiven Genossen so wie braven Katholiken, die auf einmal feststellen, dass der Vatikan samt Papst protestantisch geworden ist. So ergeht es vielen Bibliothekaren und Buchliebhabern, wenn sie die Thesen von Rafael Ball hören.

In Regensburg, als Direktor der Uni-Bibliothek, war Rafael Ball noch nicht ganz so radikal gewesen; da hat er aber immerhin durchgesetzt, dass die Studierenden

Wasserflaschen mit in die Uni-Bibliothek nehmen dürfen. Vor 35 Jahren, als ich Studierender an der Uni Regensburg war, ging das noch nicht. Da musste ich, um einen Schluck zu trinken, in die Jura- oder Philosophie-Cafeteria gehen – was aber fast immer ein kommunikatives Erlebnis war ... so dass ich mich frage, ob so neue Ideen wie die mit den Wasserflaschen nicht der von ihrem Schöpfer propagierten Bibliothek als einem Kommunikationsraum auch ein wenig widersprechen ...

Die Reaktion auf die Forderungen und Prophezeiungen aus der Schweiz waren jedenfalls ebenso heftig wie sachkundig: Manfred Schneider, Literaturprofessor in Bochum, erwiderte beispielsweise mit einem schönen Stück über den »Cyber-Analphabetismus« und stellte fest: »Wer behauptet, das Internet ersetze vollständig die Bibliotheken, gehört zu den Schildbürgern, die meinen, keine Elektrizitätswerke zu brauchen, weil sie doch Steckdosen haben«.

Mit diesem schönen Vergleich wird darauf hingewiesen, dass es ja vor allem und in erster Linie die Bibliotheken sind, die die Bestände digitalisieren. Wenn es sie nicht mehr gibt, wird auch nicht mehr ordentlich digitalisiert. Bibliotheken sind also quasi auch die Elektrizitätswerke. Die Staatsbibliothek Regensburg hat, gemeinsam mit der Bayerischen Staatsbibliothek in München und mit Google, 70.000 urheberrechtsfreie Druckwerke digitalisiert und über den Online-Katalog zur Verfügung gestellt. Sie ist Bibliothek und E-Werk zugleich.

Wir leben in Zeiten elektronischer und digitaler Sintfluten. In diesen Sintfluten muss ein Archiv, in diesen Zeiten muss eine Bibliothek auch Arche Noah sein. Wir alle vergessen ungeheuer schnell – wir erachten oft auch als neu, was ein alter Hut ist. Ich selbst mache da fast jeden Tag Erfahrungen mit meinem Redaktionsarchiv, dem Medienarchiv in meiner Zeitung: Ich brauche es wie den Kaffee am Morgen. Es muss die Informationen auswählen und bewahren, die meine Redaktion braucht, um die Gegenwart richtig bewerten zu können. Wenn Redaktionen dieses Gedächtnis nicht mehr haben, schreiben und senden sie hirnos. Hirnosigkeit ist aber kein gutes Geschäftsmodell. Die Archive und Bibliotheken müssen mehr denn je darüber nachdenken, welche Informationen und Materialien sie wem, wo, wie schnell und auf welche Weise zur Verfügung stellen – und wie sie miteinander kooperieren. Sie müssen zeigen, dass kein Internet und keine x-beliebige Suchmaschine sie ersetzen kann.

Ein Archiv, eine Bibliothek ist nämlich nicht einfach eine Cloud, eine Wolke, die irgendwo schwebt und von der jeder irgendwie irgendwelche Daten massenhaft abrufen kann. Ein Archiv ist, wenn es gut ist und wenn man bei seiner Beschreibung mit himmlischen Bil-

dern arbeiten will, eher so etwas wie der Heilige Geist. Streichen wir das heilig weg: Es ist jedenfalls keine Entität, die nur lagert, es ist eine, die denkt und berät; ein gutes Archiv ist keine bloße Datenbank, sondern eine Beratungsorganisation. Eine solche Beratungsorganisation kann man nicht einfach in toto in eine Wolke auslagern.

Archive und Bibliotheken bewahren Vergangenheit für Gegenwart und Zukunft. Und Vergangenheit ist nicht einfach das, was irgendwie von ihr übrig bleibt. Vergangenheit ist keine Resterampe. Vergangenheit ist eine kulturelle Schöpfung – eine kulturelle Schöpfung der Gegenwart für die Zukunft. Der Raum für diesen Schöpfungsakt sind Bibliotheken und Archive – und zu den Hauptpersonen dieses Schöpfungsakts gehören die Archivare und Bibliothekare. Ihr Schöpfungsakt ist ein politischer Akt, weil er auswählt, weil er darüber urteilt, was zukunftsbedeutsam ist und was nicht. Der homo conservator ist also ein homo politicus. Seine Arbeit entscheidet darüber, welche Quellen versiegen und welche aus der Vergangenheit in die Zukunft fließen; seine Arbeit entscheidet darüber, welche Texte, Töne und Bilder später einmal die Erinnerung und das kollektive Gedächtnis stimulieren können. Der Archivar und der Bibliothekar formen aus einem Haufen von geschriebenen, gedruckten und gespeicherten Materialien einen Kosmos der Ordnung.

Es gibt Leute, die dazu raten, den »Mist«, der in den Regalen liegt, doch einfach auszusortieren, auch aus

Gründen der Platznot. Das ist ein ziemlich törichter Rat: Das ist erstens deswegen töricht, weil es Hybris ist, etwas für »Mist« zu halten, nur weil es einige Jahrzehnte lang kaum ausgeliehen und nachgefragt wurde. Das ist zweitens deswegen töricht, weil das, was wir vielleicht sogar zu Recht für »Mist« halten etwas sehr Zeittypisches sein kann, weil es zeigen kann, wie die Zeitgenossen damals getickt haben.

Liebe Festgäste, werden die Bibliotheken überflüssig? Es dürfte sich mit solchen Prognosen wohl so verhalten wie mit den Prognosen von Francis Fukuyama, der 2002, als das östliche Imperium und der Staatskommunismus zusammengebrochen waren, das »Ende der Geschichte« ausgerufen hat. Die Geschichte mochte sich dann nicht daran halten.

Das Reden vom Verschwinden der Bibliotheken oder von ihrer notwendigen Umwandlung in reine Veranstaltungszentren verkennt die Zeichen der Zeit, ein solches Reden ist, wie das die Juristen sagen, eine *protestatio facto contraria* – weil die Fakten eine ganz andere Sprache sprechen: Weltweit gibt es einen irren Boom der Bibliotheken, es wurden und werden große neue Bibliotheken gebaut – in Stockholm und in Stuttgart, Berlin und sonst wo. Und die Bibliotheken werden nicht nur gebaut und stehen stolz da, die Leute gehen auch hinein, Bibliotheken sind Kult.

Der amerikanische Stadtsoziologe Ray Oldenburg hat 1989 das Buch »The Great Good Place« geschrie-

Foto: Staatliche Bibliothek Regensburg



ben, in dem er die von ihm entwickelte »Theorie des guten Orts« darlegt. Menschen, so sagt er, brauchen nicht nur ihr Zuhause als den ersten und ihren Arbeitsplatz als ihren zweiten Ort, an dem sich ihr Leben abspielt, sondern auch einen dritten – an dem sie sich treffen und kommunizieren können. Ray Oldenburg hat bei den »dritten Orten« an Einkaufszentren, Bars und die Starbuck-Cafes gedacht. Ein solcher dritter Ort sind aber auch die Bibliotheken: Kaum ein Platz ist den Menschen lieber als die Bücherei. Die zehntausend deutschen Bibliotheken verzeichnen jährlich 210 Millionen Besucher; Kinos bringen es nur auf 146 Millionen; Fußballstadien auf 17 Millionen. Ist das nicht ein ziemlich starker Beweis?

Liebe Festgäste, ich bin nun kein Sachverständiger für das gedruckte Buch und seine Zukunft; ich bin ein Sachverständiger für die Zeitung. Aber da gibt es ja gewisse Verwandtschaften; und Bibliotheken sind auch ein großer Zeitungsspeicher. Ich habe in Bibliotheken immer gerne nach den alten Zeitungen gesucht.

Im Zeitungswesen haben wir die große Diskussion über die Zukunft der gedruckten Zeitung schon einigermaßen hinter uns. Einige Jahre lang wurden da allenthalben schon die Todesanzeigen für die Zeitung entworfen: »Geboren 1603 in Straßburg/Elsass, gestorben 2020. Wir werden der Zeitung ein ehrendes Andenken bewahren.« Diese Beerdigungsredner redeten nicht von der Zusammenlegung von Redaktionen, auch nicht von entlassenen Redakteuren und nicht vom Outsourcing – sondern vom Internet.

Seitdem der amerikanische Publizist Philip Meyer im Jahr 2004 ein Buch mit dem Titel »The Vanishing Newspaper« veröffentlicht, also das Verschwinden der Tageszeitung angekündigt hatte, hörten sich die Podiumsdiskussionen auf Medientagen über das Internet so an wie Vorbereitungen zur Beerdigung der Zeitungen. Für derlei Überlegungen war es aber erstens ein bisschen früh, denn selbst Professor Meyer hatte den Tod der Tageszeitung erst für das Jahr 2043 vorhergesagt.

Meyer hat natürlich recht damit, dass das Internet rasend schnell ist: Es ist schnell, es ist ubiquitär und es hat etwas sympathisch Antiautoritäres. Aber ein sympathisches neues Medium bedeutet mitnichten automatisch das Ende des sympathischen alten. Das Internet ist nicht das Ende der gedruckten Zeitung; es nimmt der gedruckten Zeitung nur eine Aufgabe ab, die sie bisher, so gut es halt ging, zu erfüllen versuchte. Bei der »Vermeldung« von Ereignissen kommt und kam die Zeitung bei allem Bemühen immer zu spät. Diese natürliche Schwäche war den Zeitungen seit jeher bewusst. Die »Zürcher Zeitung« stellte im Titel-

blatt ihrer Ausgabe vom 12. Januar 1780 nüchtern fest, dass es ihr bei allem Bemühen versagt bleiben werde, »die Weltbegebenheiten früher anzuzeigen, als sie geschehen sind.«

Der Vorsprung, die Vermeldung eines Ereignisses zumindest vor der gesamten Konkurrenz, war bis zum Internet Ziel jedes Unternehmens, das mit Informationen Geschäfte macht – erreichbar durch ein ausgebautes Korrespondentennetz, durch Ausnutzung aller technischen Hilfsmittel bei der Übermittlung, durch Erschließung neuer Nachrichtenquellen. Dank dieses Bemühens schrumpfte die zeitliche Distanz zwischen Ereignis und Öffentlichkeit immer weiter. Mit dem Internet ist das Ende dieser Entwicklung erreicht. Es erreicht das Publikum im Idealfall in Echt-Zeit. Es verfügt also über eine Fähigkeit, die eine Zeitung bei allergrößtem Bemühen nicht erreichen kann.

Der Tod Napoleons auf St. Helena am 5. Mai 1821 wurde in der »Londoner Times« als erster Zeitung zwei Monate später gemeldet, am 4. Juli 1821. Die »Vossische Zeitung« in Berlin druckte die Times-Meldung weitere zehn Tage später nach. Die Meldung über den Tod Mahatma Gandhis lief 1948 schon wenige Minuten nach dem Schuss des Attentäters in allen Orten der Erde ein; sie gilt in der Fachliteratur als das klassische Beispiel moderner Nachrichtentechnik. Der Fortschritt der Technik und ihr Einsatz im Nachrichtenwesen schlugen sich schon in Zeitungstiteln wie »Telegraph« nieder. Telefon, Funk, Satellit, Radio und Fernsehen machten aus einer distanzierten eine fast miterlebende Öffentlichkeit – aber nur fast. Das Internet beendete das »fast«.

Es wird davon geredet, dass Zeitungen und Internet sich ergänzen. Das stimmt dann, wenn jedes Medium seine spezifischen Stärken kennt. Die Stärke des Internets ist die Rasanz, die Stärke der Zeitung die Reflexion. Zeitungen, die sich darauf besinnen, werden interessanter, weil sie Uniformität und die Wiederholung des Immergleichen vermeiden. Weil es das Internet, weil es also nun bessere, schnellere Methoden bloßer Informationsvermittlung gibt, kann sich die Zeitung auf anderes konzentrieren – auf Analyse, Hintergrund, Kommentierung, auf Sprachkraft, Gründlichkeit und Tiefgang, auf all das, was sich in der Hetze der Echtzeit im Internet nicht leisten lässt.

Die Zeitung kann Wegweiser sein im Wirrwarr; sie kann Informationen destillieren, konzentrieren, auswerten, bewerten. Für die Lokalzeitung und das überregionale Blatt kann das ganz verschiedene Gewichten bedeuten. Aber: Wenn eine Zeitung das gut macht, wird sie – ob digital oder gedruckt – immer genügend Leser haben, die sich an ihr festhalten, weil sie der Realitätsvergewisserung dient, weil sie ein Schlüs-

sel ist zum Verstehen der globalisierten Welt, deren Abbild das Internet ist. Eine solche Tageszeitung wird dann eine Solidarität und eine Autorität haben, von der das Internet nur träumen kann.

Das Internet ersetzt nicht gute Redakteure, es macht gute Journalisten nicht überflüssig; im Gegenteil: Es macht sie noch wichtiger als bisher. Gegen Datentrash hilft, wie gesagt, nur kluge Analyse und Hintergrundbildung. Das muss die Zeitung bieten. Mit werthaltigem Journalismus, nicht mit Billigjournalismus. Es gibt keinen Unterschied zwischen dem analogen und dem digitalen Journalismus. Es gibt nur guten und schlechten Journalismus; so einfach ist das.

Dass die klassische, die alte, die gedruckte Zeitung stirbt – das werde ich nicht erleben, das werden Sie nicht erleben. Es wird halt so sein: Die einen Leser wollen die Zeitung, das Magazin und das Buch auf ihrem Tablet oder Smartphone lesen, die anderen wollen, dass die Zeitung als Druckerzeugnis vor ihrer Tür liegt oder im Postkasten steckt. Gewiss werden wohl immer mehr Menschen die Zeitung auch online lesen; das soll mir recht sein, die Herstellungs- und Distributionskosten sind viel niedriger. Hauptsache sie lesen Zeitung, ob digital oder analog. Zeitung ist auch die digitale Zeitung. Aber das digitale Lesen wird der gedruckten Zeitung nicht den Garaus machen. Ganz, ganz viele Menschen wollen das Print-Leserlebnis nicht missen – selbst den Digital Natives geht es bisweilen so.

Das Lesen auf Papier ist ein Erlebnis für Geist, Herz und Sinn; und ich bin davon überzeugt, dass sich zu unser aller Lebzeiten daran nichts ändern wird. Bei Büchern ist das nicht anders. Ich bin überzeugt davon, dass sowohl Journalisten als auch Bibliothekare eine gute Zukunft haben.

Eine Eisenbahn fährt gut auf zwei Schienen – der Journalismus auch. Die eine Schiene ist die digitale, die andere ist die analoge. Wenn man auf beiden Schienen fährt, erreicht man das Ziel. Bei den Bibliotheken ist das nicht anders.

Die Bibliotheken als Kulturträger: Wie sehr das stimmt, lässt sich noch viel besser als in Deutschland, wo es ein wunderbares Bibliothekswesen gibt, dort feststellen, wo es ein solches Bibliothekswesen nicht gibt. Anders als in den autonomen Gebieten der Palästinenser und im Libanon, wo die Israelis 2006 die Nationalbibliothek beschossen haben, kann man in Afghanistan von einem Bibliothekswesen eigentlich nicht mehr reden.

Daher an dieser Stelle ein kurzer Blick nach Afghanistan: Massuma Jafari ist Anfang dreißig und Bibliothekarin in Kabul. Ihr Studium der Bibliothekswissenschaften absolvierte sie im Iran. Derzeit, erzählte sie

der Süddeutschen Zeitung anlässlich einer Bibliotheksreise nach Deutschland, gebe es in ganz Afghanistan sieben ausgebildete Bibliothekare, fünf von denen leben im Ausland. Die Taliban haben die Bibliotheken nicht komplett zerstört. Letzteres wird dadurch wettgemacht, dass ein effizientes Katalogisier-System in Afghanistan nicht bekannt ist: Die größte Bibliothek befindet sich in Kabul. Sie umfasst etwa zwei- bis dreihunderttausend Bände. Das entspricht dem Umfang einer gut ausgestatteten Seminarbibliothek an einer deutschen Universität. Die Bücher in Kabul sind nicht verschlagwortet und tragen keine systematischen Signaturen, man hat sie grob nach Themen sortiert. Folglich ist es nachgerade unmöglich, ein bestimmtes Buch zu finden.

Es gibt einen Zusammenhang zwischen Bibliothekskultur und zivilisatorischen Standards. Das zeigt sich in der eingangs erzählten Geschichte von Italo Calvino. Das zeigt sich in der Realität von Afghanistan. Vielleicht wäre es besser, die Freiheit in der Bibliothek von Kabul zu verteidigen als in den Schluchten des Hindukusch.

Nein, das ist nicht einfach nur eine Verklärung des Buches und seiner Leserinnen und Leser. Gedruckte Bücher helfen der Vorstellungskraft sogar dann, wenn es sie gar nicht gibt. Lassen Sie mich das an einem Beispiel entwickeln – am Beispiel des größten Problems unserer Zeit. Das Flüchtlingsproblem ist das Problem des 21. Jahrhunderts. Stellen wir uns vor, es gäbe ein großes Flüchtlingsbuch; darin verzeichnet alle Schicksale, alles Leid, alles Elend, alle Hoffnung, alle Zuversicht. Stellen wir uns vor, es gäbe in diesem großen Flüchtlingsbuch eine Seite für jeden Flüchtling, eine Seite für jeden Vertriebenen, eine Seite für jeden, der seine Heimat verlassen und anderswo Schutz suchen musste. Eine Seite nur für Jeden; für alle Sehnsucht, für alle Enttäuschung, für alle Ängste, für das Leben und für das Sterben und für alles dazwischen.

Stellen wir uns vor, wie ein solches großes Buch aussähe: Die aktuelle Ausgabe hätte 60 Millionen Seiten. So viele Flüchtlinge gibt es derzeit auf der Welt. Die Flüchtlinge, die über den Balkan und Österreich nach Deutschland kamen, sind ein kleiner Bruchteil der gigantischen Gesamtflüchtlingszahl.

Sie alle, all diese Flüchtlinge wären notiert in diesem Buch: Diejenigen, die vor dem Krieg in Syrien fliehen; diejenigen, die dem Terror des »Islamischen Staates« mit knapper Not entkommen sind; diejenigen, die es nach Europa schaffen und dort von Land zu Land geschickt werden; diejenigen, die im Mittelmeer ertrunken sind; diejenigen, die durch die Wüsten Afrikas gelaufen sind und dann in Ceuta und Melilla, an der Grenze zu Europa, vor einem Stacheldrahtzaun stehen;

diejenigen, die zu Millionen in ihrem Nachbarland in Notlagern darauf warten, dass die Zustände im Heimatland besser werden; diejenigen auch, die nach dem Verlassen ihrer Heimat verhungert und verdurstet sind, die verkommen sind in der Fremde; die Kinder wären genauso verzeichnet in diesem Buch wie ihre Mütter und Väter, die Kinder also, für die es keinen Hort und keine Schule gibt. Es stünden in diesem Flüchtlingsbuch auch diejenigen Menschen, die aufgenommen worden sind in einer neuen Heimat – und wie sie es geschafft haben, keine Flüchtlinge mehr zu sein.

Es wäre dies nicht nur ein einzelnes Buch; es wäre ein Buch, bestehend aus vielen Bänden. Wenn jeder dieser Bände fünfhundert Seiten hätte – das Flüchtlingsbuch bestünde aus insgesamt 120.000 Bänden. Es wäre dies eine ziemlich große Bibliothek. Wenn man die Bände stapelt, wäre der Bücherturm höher als der höchste Berg der Erde. Es gibt dieses Buch nicht. Es gibt die Menschen, die der Inhalt dieses Buches wären: Flüchtlinge nennen wir sie. Nennen wir sie Menschen; es sind entwurzelte, entheimatete Menschen. Wenn wir uns vorstellen, dass ihre Schicksale so wie beschrieben verzeichnet sind – vielleicht ist das der Anfang für eine gute Flüchtlingspolitik. Wenn das so wäre, wenn das so ist, dann zeigt sich darin die Kraft des Buches und die Kraft einer Bibliothek – selbst als Fiktion.

Liebe Festgäste, Umberto Eco hat, es ist schon ein paar Jahrzehnte her, eine Glosse darüber geschrieben, wie

man eine Bibliothek organisiert: »Der Bibliothekar«, so schrieb er, »muss den Leser als einen Feind betrachten. Die Auskunft muss unerreichbar sein. Das Ausleihverfahren muss abschreckend sein. Die Zeit zwischen Bestellung und Aushändigung eines Buches muss sehr lang sein.« Die Staatliche Bibliothek Regensburg hat sich an diese Ratschläge nicht gehalten. Sie hat es schon damals nicht getan, als ich vor nun doch schon länger zurückliegender Zeit als Gymnasiast des Nittenauer Regental-Gymnasiums in der Stabi für meine Referate in Deutsch, in Geschichte und Sozialkunde recherchiert habe.

Zum Schluss, liebe Jubiläumsgäste, Jorge Luis Borges hat einmal gesagt: »Das Paradies habe ich mir immer als eine Art Bibliothek vorgestellt«. Die Bibliothek als Paradies. Diese Vorstellung hatte ich damals noch nicht unbedingt, als ich als Gymnasiast mit dem Bus von Nittenau nach Regensburg in die Staatliche Bibliothek fuhr. Aber dieser Vorstellung habe ich mich seitdem sehr angenähert. Und ich denke mir heute: Borges könnte seinen Spruch nach einem Besuch in der Staatlichen Bibliothek Regensburg getan haben.

Alles Gute zum 200. Geburtstag!

DER VERFASSER

Prof. Dr. jur. Heribert Prantl, Süddeutsche Zeitung GmbH, Chefredaktion, Hultschiner Straße 8, 81677 München